



Tag 1 von "40 Tage"

Prolog

Eine Vergangenheit, ein Teil Gegenwart und ein Stück Zukunft. Diese drei Dimensionen sind unweigerlich miteinander verknüpft. Und wenn ich es mir recht überlege, dann bin ich froh, dass ich die Vergangenheit nur noch in meiner Erinnerung als einen alten Film sehe und ihn jetzt ganz bewusst zum letzten Mal Revue passieren lasse...

Ich bin 28 Jahre, verheiratet und Mutter von 2 Jungs. Ich lebe in einer Familie, die ich mir selber erschaffen habe und bin, wenn es nicht gerade alltäglichen Clinch gibt, mit meinem Leben und mir im Reinen. Ja, aller Anfang ist schwer und es hört sich alles so schnöde an, vielleicht sogar ein wenig langweilig, aber beginnen nicht alle guten Horrorfilme mit ganz banalen Situationen?

Kapitel 1

Nun ist es soweit. Wir stehen vor der Tür der Station 6/0 und in meinem Magen macht sich wieder diese überdimensionale schwammige Angstgefühl breit. Mein Herz rast und ich denke, jetzt könntest du noch umdrehen, jetzt könntest du noch einen Rückzieher machen. Doch ich habe keine Kraft, will nur noch in Sicherheit sein und das Übelkeitsgefühl loswerden, das wie eine riesige Flutwelle über meinem Kopf zusammenzuschlagen droht.

Mein "Fast-Schwager" steht etwas betreten neben mir und wartet mit meiner Tasche in der Hand darauf, dass die Tür geöffnet wird.

Eine ältere Schwester schließt die Tür auf und ein fader, unverkennbarer Geruch von Verrücktem umwabbert mich. Ich kann es nicht beschreiben, doch dieser Geruch wird mir für immer mit dieser Assoziation in meinem Gedächtnis bleiben. Während Mark nervös mit den Füßen scharrt, setze ich mich auf einen Stuhl, der an der Wand in diesem Flur steht und harre angstvoll der Dinge, die da kommen werden.

Ich habe schon in vielen Filmen gesehen, wie Irrenanstalten aussehen. Und umso mehr trifft es mich wie ein Faustschlag ins Gesicht, dass ich nun selbst, freiwillig in einer solchen Anstalt sitze, nicht als Betrachter, sondern als Patientin.

Eine Ewigkeit scheint verflossen zu sein. Meinem Schwager habe ich die erleichternde Erlaubnis gegeben, dass er nun von seiner Pflicht, mich sicher an diesen Ort zu bringen entbunden ist.

Mitten auf diesem Gang fühlte ich mich mutterseelenallein und verlassen als auf einem totem Planeten. Tränen hingen in meiner Kehle fest und formten einen Kloß, der mich schwer schlucken ließ. Trotzdem fühlte ich noch so etwas, wie Hoffnung, Hoffnung, dass nun alles wieder gut werden wird...

Kapitel 2

Die rundliche Schwester, die mich einließ, nimmt mir behutsam meine Tasche ab und stellt sie in das Schwesternzimmer. Dann fordert sie mich auf, ihr zu folgen.

Wir gehen einen hohen Gang entlang, der mit warmen Gelbtönen getüncht ist und am Eingang, der nun wieder verschlossen ist, vorbei. In mir steigt wieder dieses mulmige Gefühl auf und lässt mich schwindlig werden. Übelkeit, die seit Wochen zum Alltag gehört, steigt in mir auf. Der Arzt, ein kleiner drahtiger Mann,



Tag 1 von "40 Tage"

bittet, ohne mich anzusehen, herein und schließt die Tür hinter uns. Für ihn scheint die Aufnahme totale Routine zu sein und ich frage mich, was er wohl denkt, wenn er die Patienten hier sieht, wie sie kommen und welchen Eindruck er von ihnen hat. Er scheint sehr mit seinen Papieren auf dem Schreibtisch beschäftigt zu sein, überfliegt einige Seiten, die sich auf seinem Schreibtisch türmen. Ob er sich informiert, was für eine Meise ich wohl habe, oder hat sein Geblätter eine tiefere Bedeutung? "Mein Name ist Herr Dr. Schuster und ich bin hier Stationsarzt. Sie haben eine Überweisung von Fr. Dr. ?"- "Ja." Frau Dr. Sturzbecher ist meine behandelnde Nervenärztin zu Hause. Sie hat sich darum gekümmert, dass ich schnellstmöglich herkommen konnte. Sie hat mich mehrfach befragt, ob ich mir das gut überlegt habe und ob ich es nicht doch noch eine Woche zu Hause bleiben wollte. Ich fühlte mich völlig überfordert, ausgepowert und leer. Die kleinste Aufgabe, fiel mir so schwer, dass jedes Mal eine Panikattacke folgte und ich nur unter Medikamenten, deren Dosis jedes Mal höher wurde, den Tag überstehen konnte.

Er befragt mich, weshalb ich hier bin, welche Symptome mir Beschwerden machen und fährt, nach einigen Körpertests fort, mich nach meiner Anamnese zu fragen. Ob ich mir erklären könnte woran meine Psyche leidet, ob ich schon einmal in einer Anstalt, wie dieser gewesen bin und ob es in der Familie schon einmal ähnliche Fälle gegeben hätte? Trotzdem ich weiterhin das Gefühl habe, dass er mich nicht wahrnimmt, antworte ich wie ein eingeschüchtertes Schulmädchen. Ich schäme mich in seiner unterkühlten Gegenwart, dass es mir schon etwas peinlich ist, dass ich es zu Hause nicht mehr aushalten konnte.

Nach einer Stunde der Aufnahme bin ich erschöpft und meine innere Unruhe läßt mich am ganzen Körper beben. Ich schlottere am ganzen Körper, als würde ich frieren.

Die Schwester spricht mit mir, als wäre ich ein kleines Kind und zeigt mir mein Zimmer.

Ich bekomme einen Schreck, denn es sind noch vier weitere Patientinnen im Zimmer. Draußen auf dem Gang sah ich schon ein paar Frauen: die Eine total aufgescheucht, die Andere schlich mit starrem Blick den Flur entlang. Mir wurde wieder übel und mein Kreislauf ließ mich kurz in die Knie gehen. Die Schwester fasste mich schnell unter den Arm und hiefte mich auf einen Stuhl, der gleich neben der Zimmertür stand. Die Blutabnahme und mein leerer Magen machen sich nun bemerkbar. Als ich wieder einen Panikanfall bekomme, sieht die Schwester schon, dass ich mich versteife und kaum noch Wahrnehmung habe und stabilisiert mich auf dem Bett. Sie bringt mir ein Glas Wasser und eine "Tavor", um mich zu beruhigen. Sie weiß nicht, dass ich heute noch nichts gegessen habe. Ich bleibe noch etwas liegen. Mit sinkendem Angstpegel kriechen wieder die Tränen in meiner Kehle hinauf und bahnen sich unaufhaltsam ihren Weg. Eine tiefe Traurigkeit, wie ich sie schon seit Wochen spüre, läßt mich lautlos beben. Meine Tränen wollen fließen. Bei den Gedanken an meine Kinder zu Hause und an meinen Lebensgefährten, der mich ratlos und unendlich um Fassung ringend verabschiedet hat, stürzen heiße Bäche ungebremst und mit voller Wucht heraus.

Wie immer, wenn mich jemand weinen sieht, ziehe ich meine Notbremse und stoppe sofort den Tränenfluß. Meine Lunge verlangt nach Nikotin. Und als ich ein paar Sachen aus meiner Tasche geräumt habe, frage ich einen Pfleger, wo ich denn hier rauchen darf.

Nachdem ich die Tablette bekommen habe, überfällt mich eine wohlige Leck -mich -am- Arsch-Stimmung und ich fühle mich der Welt etwas entrückt und benommen.

Die Pfleger sind wesentlich liebevoller mit den Patienten, als der Arzt. Ich packe ein leeres Buch aus und beschließe den ersten Gedankenbericht, gewidmet meinem Liebsten, zu schreiben...

Diskutieren Sie [hier](#) online mit!